

er „eine hübsche Bilderwelt mit Wirklichkeitsflecken besudelt“, verdunkelt schon das Fest des Königs. Wie der Steppenwolf Hermine mit Pablo beisammen trifft, so findet der Königsohn den Sänger in den Armen der Königin, er lässt es zum Blutvergiessen kommen, und „die kalte Hand des Grausens trennt mit einer Berührung drei nahe Befreundete“. Auch Demian, auch der Bruder Leo, von dem der Morgenlandfahrer H. H. sagen wird: „Er muss wachsen, ich muss abnehmen“, nahen als „Tröster und unsichtbarer Dritter“, „als Geist und Schutzgott“ den Lebens- und Liebespfaden des Jünglings. Im Gespräch sucht er den ewig Stummen zu stellen, der sich ihm entzieht, der ihm nur fühlbar wird in den Bekenntnissen, die er vor ihm aufreisst, mit denen er sich und ihm ein Denkmal setzt. „Denn ich liebe dich“, spricht der Zwanzigjährige, „mit der Liebe, welche jeder Verwandlung fähig ist und keine höchste Stufe kennt. Ich liebe dich wie eine Schöpfung meiner Kunst, ich liebe dich wie man die Rätsel und das Schauerliche liebt. Ich liebe Dich auch wie ein Glied meines Leibes und liebe dich wie einen morgenden Tag und wie ein Abbild meiner selbst und wie meinen Dämon und meine Vorsehung“.

In der „Stunde hinter Mitternacht“ bereitet Hermann Hesse den „schwankenden Gestalten“ seines Seelenlebens die erste Zuflucht ihres Seins. Damit verschieben sich die Schwergewichte. Was dem Träumer noch eben als Spiel unbegrenzter Möglichkeiten zu Gebote stand, verdichtet sich nun zum Beginn einer Welt, zu ihrem ersten Schöpfungstage, und er, ihr Herr, begreift das Schicksal, das jene künftige Welt ihm abfordert. Das Eidos des Dichters ist erwacht in ihm. Seit diesem ersten Unterpfande seiner Bestimmung weiss der junge Hermann Hesse die Aufgabe: Er muss wachsen, ich muss abnehmen.

Anni Carlsson.

Italienische Literatur

Elio Vittorini - *Conversazione in Sicilia* (Bompiani, Milano)

„Die Menschen, allzulange das Spielzeug des Wahnsinns, werden sich für den gesunden Menschenverstand begeistern.“

Dieser Satz, den Benjamin Constant in seinem Buche „Vom Geiste der Eroberung“ vor hundertunddreissig Jahren schrieb, beleuchtet ziemlich genau den gegenwärtigen Stand der Literatur in Europa. Ruhm und Macht sind ihr keine Gegenstände der Betrachtung; keiner der Grossen, die Europa beherrschen, vermochte als ein Sonnenkönig die Dichtung anzuregen und an sich binden. Mehr denn je beschäftigt sich diese Literatur mit dem Schicksal des „kleinen Mannes“. „Was nun?“ so lautet ihre Frage. Auch in Italien haben die d'Annunzio genau in dem Augenblick ausgespielt, wo das erträumte heldische Leben nüchterne Wirklichkeit wurde. Wir finden nur einige Frauen, die sich Rauschgefühlen hingeben und eine, übrigens sehr hochwertige, feinnervige Literatur der Extase pflegen: Anna Maria Ortese ist der Name der einen.

Die Männer belauschen das alltägliche Leben; geschieht es aber, dass auch sie sich ins Ueberwirkliche verlieren, so erkennt man deutlich, dass es nicht die Schwingen des Uebermenschen sind, die sie dahinführen, sondern eine noch dumpfe, ihrer noch nicht mächtige Begeisterung für den gesunden Menschenverstand, die als ein neues Gefühl über sie kommt und sie entrückt, sie bezaubert. So entsteht eine Literatur von einem eigenen Reiz, die zwischen dem Wirklichen und dem Ueberwirklichen spielt und die aus der Frische und Ursprünglichkeit der italienischen Seele Farben und Wirkungen bezieht, die neu und überraschend sind.

Wer etwa Elio Vittorinis „Conversazione in Sicilia“ in die Hand nimmt und dabei noch Goethes oder Burckhardts Briefe aus Italien in Erinnerung hat, der hat den Eindruck als würden Bilder lebendig. Was bei jenen Schriftsteller noch malerischer, rührender, stummer Vordergrund der Betrachtung, Gegenstand folkloristischen Interesses war, belebt sich hier zu eigenem Ausdruck. Das einfache Volk findet seinen Sprecher, wir hören es erstmals reden, und zwar aus dem Innersten, aus seinem Kern. Jene hagere Sizilianerin im roten Ueberwurf, die uns den Weg zur nächsten Kirche wies, hier wird sie Mutter eines Sohnes, der ihre Geschichte erzählt, und wir sehen sie nicht nur in ihrem Hause sich bewegen und mit ihrem Hausrat sich beschäftigen; wir sehen bis ins Verborgenste ihrer Gedanken, in das sonst zutiefst von der Sitte Verdeckte. Es ist für uns als würde Stein lebendig. Das Stilmittel, wodurch diese unheimliche (das Wort ist nicht übertrieben) Verlebendigung erreicht wird, ist nicht zu erklären; es lässt sich darüber nur sagen, dass es — psychologisch gesehen — in einer deprimiven Seelenlage gründet, der sich der Autor bewusst und mit Willen hingibt und die er durch das ganze Buch durchhält. Die Begeisterung für das Wahre, Lautere, Schlichte, Verständige, nicht Verstiegene — kurz, für den gesunden Menschenverstand — wird zur Entdeckerin der einfachen Menschen; aber diese Entdeckung ist umwittert von Angst und Bangigkeit. Bei Vittorini drücken sie sich in den ersten Zeilen schon aus:

„Ich war in jenem Winter die Beute einer gegenstandslosen Wut. Ich werde nicht genauer sagen, welche Art Wut es war; das war es nicht, was mich zum Erzählen trieb. Aber ich muss erwähnen, dass es gegenstandslose Wut war, also weder heldische noch lebendige; irgendwie war es Wut über das verlorene Menschengeschlecht. Das war nun schon lange so, und ich senkte den Kopf. Ich sah Aufrufe lautönender Zeitungen, und ich senkte den Kopf. Furchtbar war die Ruhe in der Hoffnungslosigkeit.“

So beginnt das Buch. Mit gewollter Eintönigkeit wird ein paar Seiten lang das selbe wiederholt, bis sich die dumpfe Verdrossenheit dem Leser mitgeteilt hat. Ein Brief des Vaters veranlasst den jungen Angestellten, eine Reise in seine Heimat Sizilien zu unternehmen, zu seiner Mutter, die er seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hat. Und mit dieser Reise hebt der Flug aus der Verstimmung an; was aber auch bedeutet, dass alles dem Erzähler auf dieser Reise Begegnende sich von eben diesem Untergrund

der Unlust abzeichnet und infolgedessen auf eine eindringliche Weise scharf, verletzend, trostlos, zugleich jung und zugleich wie von Geburtswehen gequält erscheint. Die ihrer selbst noch nicht mächtige, ihr Recht sich vielleicht noch nicht zugestehende Begeisterung für den gesunden Menschenverstand ist hier das Triebmittel, das alle Dinge zur Ueberklärung bringt. Denn es ist keine Kunst der Verklärung, sondern eben eine der Ueberklärung; dieses Zufallswort, das mir in die Feder fliesst, drückt gut aus, wie hier die Dinge gesehen werden: als schöbe sich vor Bangigkeit Gesicht dicht vor Gesicht, als schöbe sich eine Gorgo vor und betrachte die Welt, jedes Härrchen, jede Zuckung und das Verborgenste in den Falten der Herzen; auch das zumeist Verschwiegene an den sozialen Verhältnissen, deren Trostlosigkeit ungescheut (und mit einem Mut, den man in der Schweiz nicht aufbrächte) ans Licht gezogen wird. Wir lernen Menschen kennen, die sich oft nur von Schnecken und Kräutern nähren und die, weil sie hungrig, von Polizeispitzeln der Aufsässigkeit beargwöhnt werden. Zwei dieser Polizeispitzel werden uns mit den sparsamen Mitteln dieser eindringlichen Kunst so gezeichnet, dass sie in unsere Erinnerung eingehen, als hätten wir sie auf einer unserer Reisen erlebt und beobachtet. Die Kraft der Anzüglichkeit, mit der die Gesichte des Autors unserem persönlichen Gedächtnis übergeben und darin verhaftet werden, ist unvergleichlich.

Und so die Mutter. Die Kunst der Gestaltung ist hier so, dass wir es lange nicht gewahr werden, wie wir langsam aus dem Wirklichen und Möglichen in das Ueberwirkliche, nur noch Vorstellbare übergeführt werden. Es hat wenig Sinn, hier kurz zu berichten, wie diese sizilianische Mutter ist und lebt — es wäre möglich, dass die Nacherzählung nur verriete, dass es eine solche Frau nicht gibt. Es ist aber unwesentlich ob es sie gibt oder nicht. Sie ist sprechendes Seelenbild. An ihrem unbeschwertem, weiten Wesen vergegenständlicht sich die Bangigkeit. Sie ist mit einer eigenen Härte und Schärfe gezeichnet; nirgends spürt man den Willen zur Symbolisierung; sie ist nüchtern und sachlich ins Dasein gestellt, und doch übersteigert sie sich durch eben diese Sachlichkeit zu einem Sagenwesen; sie ist die umgekehrte Sphinx, sie soll Antwort geben auf die Rätsel der Welt, auf die Frage nach dem Sinn des Menschenlebens, welche am Ursprung der Reise des Verfassers stand. Denn der Gang zurück zur Mutter wird in der nicht ausgesprochenen aber offensuren Absicht getan: ob in ihr etwas zu entdecken wäre, das die Eingangs erwähnte „gegenstandslose Wut“ löste oder mit einem Inhalt erfüllte; ob sie sich bei ihr verflüchtigte oder eine Grundlage, eine Berechtigung erhalte. Rings um die Mutter wittert Verzweiflung, murrt Aufsässigkeit. Wir lernen einen Messerschleifer kennen, der seltsam verdeckte Reden führt und uns in geheime Zirkel einführt, in denen an der Verlorenheit des Menschengeschlechtes gelitten wird. Wir erleben eine mitternächtige Zwiesprache auf einem Friedhof mit dem Gespenst eines Soldaten, der uns einen Totentanz von Leuten ankündigt, die der Geschichte angehören und die Taten darstellen werden, wegen welcher sie berühmt geworden sind. Das „Hehm!“ womit dieser Soldat heiklen Fragen aus-

und in u
Wesentlic
Lebensarb
Gültigkeit
Buchform
vorzulegen
zennien a
Fall: Unt
der das
prägen w
Leitartikel
beiten au
zum Leser
Bern).

Es ist
Zeitungsa
der Verfa
ihnen die
res Wert
Und in d
wegten J
Kriegs- u
tonistische
Bild schw
nicht nur
schiedenst
lich-sozial
erhält. Es
pektte öffe
temparem
schen und
tiker. Just
Gültigkeit
geistige I
errät. Ern
weise ver
renen Zei
nalist, der
licher poli
seiner an
gewachsene
Krisen un

— oft m
menschlich

Man e
über bem
belichtetes

weicht, sticht aus dem Bild heraus wie eine ironische Hand, die auf den Beschauer, auf den Leser deutet. Der tote Soldat ist der Bruder des Erzählers. Für die Mutter ist der auf dem Feld der Ehre Gefallene nur ein armer Junge; aber der Erzähler dringt in sie: mit allen Worten die in den „lauttöndenden Zeitungen“ erklingen, umstellt er sie: nein, er war kein armer Junge, sondern ein Held, ein Eroberer, ein Sieger, der für Sizilien gestorben ist, dessen Tod sie, die Mutter, ehrt, dessen Ruhm auf sie zurückfalle, weswegen sie von allen Frauen auch beneidet werde, genau wie die römische Cornelia. Glücklich habe sie sich zu preisen, da sie in die Geschichtsbücher eingegangen sei, sie und ihr toter Sohn: „Glaubst du der Welt noch anzugehören?“ schrie ich, „dieser Erde? diesem Land Sizilien?“ Noch lauter schrie ich: „O nein, meine Liebe. Du wirst sehen, dass sie dich rufen und dir eine Medaille geben werden.“ — „Eine Medaille?“ schrie meine Mutter. „Jawohl, auf die Brust.“ — „Wie ist das möglich?“ spricht die Mutter. „Er war ja nur ein armer Junge.“ Hier begann mir bange zu werden — schliesst der Erzähler den Abschnitt.

Er reist zurück nach Norditalien. Doch das letzte Wort seiner Mutter vor dem Abschied gibt ihm die ersehnte Antwort und löst uns das Rätsel des Buches: „Du hast mich hinters Licht geführt, mit deiner Cornelia. Nicht auf dem Felde starben ihre Grachen.“ — „Nicht auf dem Felde?“ rief ich aus, noch mit unterdrückter Stimme ...

Ich sagte eingangs, die europäische Literatur beziehe heute ihre stärksten Lichter von der Begeisterung für den gesunden Menschenverstand. Das Buch Vittorinis ist eine Bestätigung dieser Behauptung. Dass der Verfasser in einer letzten Anmerkung hervorhebt, Sizilien, das er hier schildere, sei nur zufällig Sizilien; er habe den Namen Sizilien gewählt weil er besser klinge als Persien und Venezuela, zeigt, wie sehr ihm daran gelegen war, alle Wirklichkeit, die er darstellte, wieder zusammenstürzen zu lassen, da sie nur ein Vorwand war dafür, dass sich dem Leser das Erlebniss der dumpfen Verzweiflung und der erwähnten Begeisterung rein und über klar einpräge. Nur daran ist ihm gelegen. Alles Gestaltete ist ihm nur Begleitakkord zu diesem hohen Geigenton der Sehnsucht um die „Ruhe in der Hoffnungslosigkeit“.

Die italienische Kritik bemerkt, mit durchaus berechtigter Genugtuung, dass mit diesem Buch in der italienischen Literatur eine Wende gegeben sei.

R. J. Humm.

Zwei Journalistenbücher

Ernst Schürch, „Bemerkungen zum Tage“, Verlag Paul Haupt, Bern 1942.
E. F. Knuchel, „Im Nachglanz“, Landschaften, Menschen und Träume. Verlag der „Bücherfreunde“, Basel 1941.

Das meiste, was in journalistischer Tagesarbeit entsteht, überlebt seine zeitbedingte Geltungsdauer kaum. Und das ist, allgemein gesehen, gut so: der Zeitungsschreiber ist wenig für's Stehen-bleiben oder Rückwärts-schauen geschaffen; ihm geht es darum, stets neue Stellung zu beziehen